

Bei der Fokussierung auf den Bereich des Universitätsstudiums verliert Immenhauser nicht aus dem Blick, dass die Bildung in der Vormoderne nur ein Faktor unter vielen weiteren war: Die Möglichkeit eines Studiums und darüber hinaus der Erwerb eines Bildungsgrades waren wesentlich von der sozialen Herkunft und den finanziellen Verhältnissen des Einzelnen abhängig.

Beat Immenhauser stellt bei den Hochschulabsolventen verschiedene Motivationen fest bzw. verschiedene Funktionen akademischer Bildung heraus: So diente der Universitätsbesuch der Mehrzahl der Studenten ganz allgemein zur Verbesserung ihrer Kenntnisse, allen voran der sprachlichen. Verließen diese die Hochschule in der Regel ohne Abschluss, um anschließend in kirchliche Dienste zu gehen, so hielten sich jene, die das Bakkalareat erworben hatten, verschiedene Laufbahnen offen: Sie konnten sowohl kirchliche als auch weltliche Amtsträger werden. Der Magistergrad führte in der Regel ins Lehramt an Schulen und Universitäten; Lizientiaten und Doktoren der Theologie, Jurisprudenz oder Medizin wirkten an Hochschulen oder in anderen gehobenen weltlichen oder kirchlichen Positionen.

Die Studie von Beat Immenhauser zeigt, dass das Bistum Konstanz überdurchschnittlich stark akademisiert war: An drei Universitäten auf engem Raum studierten diejenigen, die anschließend in der Verwaltung des Herzogtums Württemberg oder der zahlreichen Reichsstädte tätig wurden. Das Panorama, das Immenhauser mit seiner Arbeit vor Augen führt, ist beeindruckend: Eine solche Fülle an Quellendaten in eine überaus detailgenaue, durch zahlreiche Tabellen, Diagramme und Übersichtskarten bereicherte und dabei stets lesbare Abhandlung zu gießen, nötigt Respekt ab. Es bleibt zu hoffen, dass dieser Arbeit, die bislang die einzige Veröffentlichung ist, in der die Personen einer großen Diözese unter bildungsgeschichtlichen Gesichtspunkten untersucht wurden, weitere Studien an die Seite gestellt werden.

*Sabine Arend*

THOMAS LEINKAUF: Nicolaus Cusanus. Eine Einführung (Buchreihe der Cusanus-Gesellschaft, Bd. 15). Münster: Aschendorff 2006. 235 S. Kart. € 24,80.

Nikolaus Krebs (Crifftz) aus Kues an der Mosel, genannt Nicolaus Cusanus (1401–1464), lebte in bewegten Zeiten: in der Zeit der großen Reformkonzilien, des Konziliarismus, der Renaissance, der Türkengefahr, der letzten großen Einigungsversuche der europäischen Christenheit unmittelbar vor den darauf beginnenden und bis heute andauernden Trennungen und Spaltungen der Reformationszeit. Wie erinnlich suchte das Konstanzer Konzil (1414–1418) eine Reihe weiterer Konzilien zu etablieren: 1423, 1430 und von da an alle zehn Jahre. Tatsächlich erfolgten das Baseler (1431–1437 bzw. 1448) und das Florenzer Konzil (1439–1443), auf dem, wengleich nur für kurze Zeit, die Union mit der griechisch-orthodoxen Kirche gelang (vgl. Bulle über die Union mit den Griechen, *Laetentur caeli*, DH 1300–1308). Als die Türken unter Sultan Muhammed II. am 29. Mai 1453 Konstantinopel eroberten, verfasste Cusanus, inzwischen einer der größten Denker seiner Epoche, seine Dialogschrift »De pace fidei«, »Über den Frieden unter den Religionen« (leider wird die mustergültig von Kl. Berger und Chr. Nord übersetzte Ausgabe, Frankfurt a.M. 2002, nicht erwähnt), in der das Bild einer Versammlung von Vertretern aller Weltreligionen zum Dialog über das sie alle Einigende entworfen wird: über das Gute, das Wahre und das Sein. »Wenn du dich«, so heißt es – an Gott gerichtet – in dieser Schrift, »in deiner Güte zeigst, werden Schwert und hasserfüllter Neid und alles Böse verschwinden. Dann werden alle erkennen, dass es trotz der verschiedenen Formen des Gottesdienstes nur eine einzige Religion gibt« (S. VI). Wer war der Mann, der schon damals Visionen hatte, die wir heute so dringend benötigen?

Die vorliegende Studie gibt kompetent Antwort: Zunächst wird die Biographie des Cusanus skizziert, sodann werden elf »Traditionsstränge« ausgemacht, die für Nikolaus »von zentraler Wichtigkeit« (S. 24) waren und schließlich kommt die »erst in jüngster Zeit aufgehellte Wirkungsgeschichte« (S. 27) zu Wort. Vor allem aber wird in das Denken des Cusanus eingeführt und dabei in gelungener Weise die Mitte zwischen zwei, übrigens nicht nur in der gegenwärtigen Cusanusforschung zu beobachtenden Extremen gehalten: zwischen einer systematischen Zusammenschau und einer genetischen Differentialdiagnose. Der Verfasser erreicht diesen Ausgleich der Gegensätze dadurch, dass er einen für die Zeit der Renaissance generell und für Cusanus speziell (vgl. *De ludo globi* I n. 42, h IX 47) charakteristischen »Systemgedanken« herausgreift, den zentralen Gedanken davon, dass »das Sein insgesamt sich als ein »mundus triplex« darstellt: als ein »mundus ma-

ximus, der Gott entspricht, als ein ›mundus magnus‹, der dem entspricht, was normalerweise unter ›mundus‹ verstanden wird, also der Gesamtwirklichkeit als Natur und Universum, sowie schließlich als ein ›mundus parvus‹, für den der Mensch einsteht.« (S. 13).

Doch bevor der Verfasser diesen drei Perspektiven in werkgenetischer Sequenz nachgeht, konzentriert er sich unter der Überschrift ›Im Ausfalten Einfalten‹ (S. 29–121) auf den Begriff des Geistes; und zwar in wiederum dreifach gegliederter Weise: Zunächst kommt, unter dem irritierenden Titel ›Wissen und Selbsterhaltung‹ (S. 29–45), die menschliche Vernunft so zur Darstellung, dass ihr definitives und endliches Wesen als Reflexion bestimmt wird, die, im ›Kreis des Nichtwissens‹ eingeschlossen, als endliches Bild der unendlichen Vernunft bei allem Wissen unvollendet bleibt und gerade darin – in der Reflexion des Wissens seines Nichtwissens – permanent nach Weisheit ›jagt‹. In diesem ruhelosen ›Jagen‹ aber zeigt sich die menschliche Vernunft als das, was und wie sie ist: als Reflexion des Wissens des Nichtwissens und als dabei selbst Gedrängtes und selbst Gejagtes, das sich im reflektierenden Drängen und Jagen vor allem selbst zu erhalten sucht. Sodann stößt Leinkauf zum Zentrum dessen vor, um das es ihm zu tun ist: zum ›Wesen und Begriff des Geistes‹ (S. 46–77). Im besonderen Blick auf die so genannten ›Idiota-Bücher‹, allesamt im Jahre 1450 innerhalb weniger Wochen verfasst, entfaltet Nikolaus von Kues eine Geisttheorie, die den Menschen in exklusiver Weise als Mikrokosmos fasst. Insgesamt, so vermag der Verfasser plausibel nachzuweisen, stellt ›die Theorie des menschlichen Geistes bei Cusanus eine Transformation dieser an sich nicht-anthropologischen Geist-Konzeption in die Lehre von schlechthin individualisierten Einzel-Geistern‹ dar, ›von ›mentes individuales‹, die, was unseren Erfahrungsbereich betrifft, für uns ausschließlich in Gestalt von ›mentes humanae‹ gegeben sind‹ (S. 47). Erst jetzt wird der Weg frei, zur Sache und Methode zu kommen (S. 78–121), zu den Grundtheoremen des Nikolaus vor allem, wie etwa dem von der ›coincidentia oppositorum‹ (S. 89–102) oder dem von der ›complicatio et explicatio‹ (S. 102–110) oder dem von der ›praecisio absoluta‹, dem so genannten Genauigkeitstheorem (S. 111–118).

Der in seinem Wesen trimorph begriffene Geist legt sich in den drei einleitend bereits genannten, jetzt aber näher entfalteten Perspektiven aus (S. 120–203): nach oben hin: auf Gott (S. 122–153), nach außen hin: auf die Welt (S. 154–181), und schließlich auf sich selbst, d.h. auf den Menschen hin (S. 182–203). Hier kommt endlich das zur Sprache, was bereits zuvor, nämlich im ›Geist-Kapitel‹ hätte deutlicher vom Verfasser artikuliert werden dürfen: dass nämlich Nikolaus von Kues christlicher Theologe ist. Er denkt vom christlichen Gottesverständnis her, setzt es permanent voraus und bewegt sich ständig innerhalb dieses ›dreifaltigen Denkraumes‹; und zwar auch dort, wo das christliche Gottesverständnis – vor lauter Lust am Denken (die aber nicht gegen, sondern im Gegenteil für seine Theologie spricht) – gleichsam am Ende und nur wie von ferne in Sicht gerät. Gerade die Explikationen über das Wesen und den Begriff des Geistes, die nicht von ungefähr ›sachlich‹ die genannten drei Grundtheoreme zur Sprache bringen, wären ohne christliche Offenbarung, d.h. ohne das ›mysterium trinitatis et incarnationis‹ überhaupt nicht spruchreif geworden. Die ausdrücklich thematisierte Perspektive ›nach oben‹ hin macht es unmissverständlich deutlich. Selbstredend geht Cusanus zunächst von dem einen und einzigen Gott aus, der sich aber als der dreimal Eine geoffenbart hat und entsprechend zu denken ist: als unitas, aequalitas, connexio (S. 128–143), in seiner absoluten Transzendenz und absoluten Immanenz (S. 143–153), als der Gott über allem und in allem. Dass von hier aus auch das Bekenntnis zum allmächtigen Gott zu verstehen ist, legt Leinkauf im Blick auf das Können-Ist (possest) ausführlich dar, hätte es aber noch deutlicher auch im Blick auf das ›posse ipsum‹, das Können selbst, das Nikolaus von Kues in seinem gleichnamigen letzten Werk durchaus selbstkritisch vom ›possest‹ abhebt, erörtern dürfen; denn das, was Gott vermag (M. Gerwing: Was Gott vermag, in: Festschrift für Bischof Mixa, Regensburg 2006, 135–151), ist das, was ist, ohne dass das, was ist, schlechthin mit Gott identifiziert werden dürfte. Nur weil Gott Gott ist, bei dem nichts unmöglich und ohne den nichts möglich ist, vermag Cusanus ihn auch, wie anfangs dargelegt, um Frieden zu bitten.

Doch auch wenn man nicht mit allem einverstanden ist und etliche Flüchtigkeitsfehler und sprachliche Holprigkeiten ›von zentraler Wichtigkeit‹ noch zu finden sind, seien wir nicht ungerecht: Das vorliegende Buch gehört weltweit zu den besten Einführungen in das Denken des Cusanus. Autor und Verlag seien dafür gedankt!

*Manfred Gerwing*